

Verkaufsstelle
auftraglich mit dem
Verlag und Vertriebs-
stelle

Abonnementpreis
monatlich 60 A, 1/4jährlich 1.50 A,
vierteljährlich 3.00 A, halbjährlich 5.50 A,
jährlich 10.00 A, bei Post bezogen 1.00 A

Die Unterhaltungsbeilage
"Die Neue Zeit" kostet
monatlich 10 A, 1/4jährlich 30 A

Volkshlot

Verkaufsstelle
besteht für die 5 geliebten
Holländer oder deren Mann
10 A, für Wohnung-,
Werk- und Verleumdungs-
anzeigen 10 A

Preise für die fällige
Nummer müssen spätestens bis
vermittlungs 1/10 Uhr in der
Expedition aufgegeben sein.

Eingetragen in die Post-
zeitungsliste unter Nr. 6686.

Offizielles sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Duerfurt, Delitzsch-Bitterfeld und die Mansfelder Kreise.

Redaktion und Expedition: Gr. Ulrichstraße 17, Eingang Silbergasse.

Telegramm-Adresse: Volkshlot Halle/Saale.

Wochensatz: 10 Mark und 10 Pf.

Nr. 34.

Halle a. S., Mittwoch den 10. Februar 1892.

3. Jahrg.

Arbeiter! Genossen! Denkt an den Boykott! Weidet das hiesige Bier!

Alle Wege führen — zur Sozialdemokratie.

Im Vorbergrunde der politischen Diskussion stehen gegenwärtig der Entwurf des Volksschulgesetzes und der zuerst im „Vorwärts“ veröffentlichte Erlaß des kommandierenden Generals des 12. sächsischen Armeekorps, des Prinzen Georg von Sachsen. Und bei beiden Thematenspielen die Sozialdemokratie die Hauptrolle. Das ist nicht zu verwundern. Der Geist der Sozialdemokratie steckt in allen Ecken und Dingen. Keinen Gegenstand kann man besprechen, keine Frage berühren, ohne nicht mehr oder weniger die Sozialdemokratie zu streifen. Die Parteien fahren sich dabei einander in die Haare und die Sozialdemokraten stehen mit verächtlichen Armen dabei und haben ihre Freunde daran, denn diese Streitigkeiten zeigen ihnen, daß sie auf der rechten Fahre sind und zu ihrem Rechte kommen müssen und werden.

Der Volksschulgesetzentwurf gab den liberalen Gruppen wieder einmal Gelegenheit sich auf ihren Liberalismus zu bekümmern und denselben wegen der strengen Konfessionalität der Volksschule als reaktionär und unannehmbar zu bekämpfen. Der ewige Ministerkandidat der Nationalliberalen, Herr v. Demiggen, warf mutig — d. h. was man bei den Nationalliberalen so mutig nennt — der Regierung den Fehlschuss hin und rief die feindseligen liberalen Brüder gegen die Reaktion auf die Schanzen. Der Finanzminister, Herr Dr. Riquel, der als Oberbürgermeister von Frankfurt ziemlich energisch gegen die Minderheit, welche die Schule der Rechte überantworten will, Front gemacht, der also nicht wohl mit diesem Entwurfe sich einverstanden erklären konnte, zeigte seine Entlassung ein. Es gewann den Anschein — natürlich nur bei denjenigen, die ihre Huppenheimer nicht kennen — als ob die Nationalliberalen mit ihrer Opposition einmal Ernst machen wollten. Die Herren am Regierungstische aber ließen sich nicht bange machen. Daß der Herr Kultusminister den Schanzensprung Bemignens ironisch eine „Kittigkeit“ nannte, mußte denselben zwar ärgern, war aber schließlich nicht dazu angethan, dieselben von ihrer „Ueberzeugung“ abzubringen. Dieser Widerspruch konnte aber nicht länger vorhalten, als Graf Caprivi mit seinem „Christentum oder Atheismus“ den Herren Nationalliberalen ein „Entweder — oder“ entgegensetzte. Die Nationalliberalen sprangen selbstverständlich über die Klinge und der Abgeordnete Friedberg streckte namens der Nationalliberalen offiziell das Schwert — das übrigens weder Griff noch Klinge hat — ein.

Mit der konfessionellen Schule soll ausgesprochenenmaßen die Sozialdemokratie getroffen werden. Dem Volke muß die Religion erhalten werden, damit es den Glauben an das herrschende Regiment, das ja für die herrschende Gesellschaft

zweifellos das beste ist, nicht verliere. Und daß das die Nationalliberalen nicht einsehen wollen! Die ausgesprochene Konfessionalität ist ja nur für die Volksschule. Die höheren Unterrichtsinstitute bleiben nach wie vor religiös-gemischte Schulen.

Den Sozialdemokraten kann es ja nun wohl nicht gleichgültig sein, wenn man Waffen zu ihrer Bekämpfung schmiedet. Immerhin hat sie aus doppelten Gründen Ursache, mit den Verhältnissen zufrieden zu sein. Einmal ist es bei weitem leichter, vor offenen Reaktion zu nehmen, das sich einmal der Spieß umdreht und die beabsichtigte Verbrennung des Mittel zur Aufklärung wird, indem die Jugend durch alle die Widersprüche zum Nachdenken veranlaßt wird und so aus Anhängern der Religion zu Gegnern derselben gemacht werden. Die Hauptlage ist: Das Volksschulgesetz richtet seine Spitze gegen die Sozialdemokratie.

Im Reichstage wird demnach der oben erwähnte Armeekorps-Erlaß zur Sprache kommen. Die Verhandlungen in der Budgetkommission und die eifrige Diskussion in der Presse lassen uns schon ahnen, wie lebhaft sich diese Verhandlungen gestalten werden. Auch hierbei spielt die Sozialdemokratie wieder eine Rolle. Denn — so sagt ja das Altentück — wenn solche Dinge in der Armeekorps vorkommen, dann kann nur die Sozialdemokratie dabei profitieren. Etwas Neues ist uns ja in dem Erlaß nicht gesagt worden. Die Presse, vor allem aber die sozialistische, hat schon immer auf diese Soldatenmishandlungen und -schänderien hingewiesen. Das Altentück ist nur insofern von Wert, als es authentisches Material zu dem Kapitel der Soldatenmishandlungen liefert, durch welches die Sache dermaßen in Fluß gebracht wird, daß zum Zweck der Abstellung dieser Unheilsände Stellung genommen werden muß. Aber wie stärke stärken? Die einen verlangen die Öffentlichkeit des Militärgerichtsverfahrens. Durch dieselbe würde sicherlich viel gebessert, aber radikal wird das Uebel dadurch nicht getroffen. Soll doch selbst der sächsische Kriegsminister, der übrigens nach unserer Quelle die Berufsentscheidung des Altentückes durchaus nicht als einen Schaden ansieht, geneigt haben, ganz wie sie die Sache nicht eifriger lassen. Die anderen — wie die famosen Ausspruch des Abg. Bingen (siehe auch Politische Uebersicht der gestrigen Nummer) — wollen auch hier wieder mit der Religion nachsehen — wie dem Uebel dadurch aber beigegeben werden soll, ist schließlich nicht abzusehen. Das einzige Universalmittel, welches die Sozialdemokratie empfiehlt, Abschaffung der stehenden Heere, kann natürlich nicht acceptiert werden. Womit sollte dann — wenn es einmal nothwendig — der innere Feind bekämpft werden? Aber eine Aenderung muß eintreten, denn wenn die Zustände so weiter dauern — profitiert nur die Sozialdemokratie.

So kann man heute ansehen was man will, alle Maßnahmen

der herrschenden Gesellschaft stehen in irgend welchem Zusammenhang mit der Sozialdemokratie. Das hat auch dieser Tage recht augenscheinlich die „Berliner Volkszeitung“ bestätigt. In einem Artikel: „Ist das Sozialstengeseß tot?“ sagte dieselbe — was allerdings auch nicht neu ist — daß das alte Sozialstengeseß zwar formell aufgehoben, der Geist desselben aber in der veränderten Geleise hineingekleidet worden sei. Das eine Ausnahmestück wurde verteilt auf eine Menge von Geleisen.“ Die „Volkszeitung“ führt z. B. die Unteroffiziersprämien an, bei deren Beratung der Reichstanzler im Reichstage mit großem Nachdruck erklärt, daß sie sich gegen die Sozialdemokratie richten sollen. Das Blatt führt ferner den Kontraktbruchparagrafen an u. s. w.

Man sieht aus alledem, daß man heute ein Ding betrachten kann, welches man will — am Ende kommt's doch immer auf die Sozialdemokratie hinaus.

Wir stehen eben mitten in der Revolution, die durch die wirtschaftlichen Verhältnisse notwendig geworden ist und die die Sozialdemokratie auf Grund von Erfahrungsschöpfungen predigt. Der Untergang der bürgerlichen Gesellschaft kann durch nichts aufgehalten werden. Es ist deshalb auch erklärlich, daß bei allen Dingen die Sozialdemokratie in irgend welcher Weise im Spiele ist.

Alart die Frauen auf!

In Beziehung auf unsere Frauen wird noch viel von uns selbst gefordert; hier ist noch ein Gebiet, wo die Arbeiter noch viel zu thun haben, und wo bis dato nur leider zu wenig gethan wurde.

Bei den gegenwärtigen harten Klassenkämpfen ist wohl von großer Bedeutung, ob die Frau mit langsam Herzen den kämpfenden Arbeiter unterstützt oder ob sie teilnahmslos den Klassenkämpfen zusieht, oder, was noch schlimmer ist, dieselben Kämpfe hinderlich in den Weg tritt.

In Frankreich haben die Frauen bei politischen und wirtschaftlichen Kämpfen des öfteren eine große Rolle gespielt und werden sie auch noch in der Zukunft spielen. In der großen Revolution waren es die vom Hunger und Verzweiflung getriebenen Frauen, welche den König von Versailles nach Paris holten, bezugslos waren es die Frauen, welche am 18. März 1871 in Paris auf dem Montmartre die Besatzung der Kanonen durch die Regimentsstruppen verhinderten; in Joursmes am 1. Mai 1891 fanden die Frauen, als die Soldaten auf das Volk stießen, mußten, gleichfalls in der ersten Reihe.

Wo die Frauen an den politischen und wirtschaftlichen Kämpfen zu teilnehmen wie in Frankreich, da wird kein Familienstreit bei derartigen Kämpfen entstehen, da werden die Kämpfe mit rüchhaltiger Energie ausgefochten. Und so muß es auch sein. Der gegenwärtige Kampf ist ein sozialer Kampf, welcher für alle, Männer wie Frauen, Erhaltung bringen soll, und bei solchen Kämpfen müssen Jünglinge,

Dietrich einen vernünftigen Erzieher und Beschützer, in dessen Entel Stefan einen Freund gefunden hätte.

Stefan war kräftig und er hatte feine Fauste; nachdem er sich einige Male für seinen Schilling tüchtig gebohrt hatte und die höhnlichen Schimpfworte, mit denen die Fremdschafft von den Kameraden gebrandmarkt wurde, mit neuen, noch tüchtigeren Raffen beantwortet, ließ man Franz in Ruhe, und dieser konnte zum erstenmal etwas freier atmen. Von da an begannen sich auch seine geistigen Fähigkeiten rascher zu entwickeln, und Dietrich bemerkte mit Vergnügen, daß, wenn er auch in Religion und Matheematik noch wie vor ein „ungenügend“ aufzuweisen hatte, doch, sobald es sich um schnelle und richtige Auffassung einer Schilberung handelte, oder wo es galt, seinen Gedanken darüber Ausdruck zu geben, Franz der geschickteste und intelligenteste von allen war. Dietrich fing deshalb an, ihm, gemeinlich mit Stefan, besonderen Unterricht zu geben, und der alte Freiheitskämpfer aus dem Jahre achtundvierzig, der, da man seine freien Meinungen kannte, niemals eine Lehrstühle in einer Mittelschule bekam, obwohl er dazu mehr als andere befähigt gewesen wäre, und der als Schulmeister in diesem kleinen Städtchen verlorb und verfauerte, er legte nun in diese jungen Herzen, die ihm verhältnismäßig entgegenfingen, all die edle Begeisterung für Freiheit und Kultur und Ehrlichkeit. Zugleich bildete er ihren Verstand auch in praktischer Hinsicht aus und brachte ihnen ein ziemliches Wissen bei. Bald wurde dem Alten die verschiedene Richtung der beiden Knaben klar. Stefan hatte mehr Sinn für die positive Wissenschaft, Franz besaß Phantasie und schöpferischen Geist. Einmal traf er den letzteren im Begriffe vor seinem Bücherstafe zu stehen, er hatte ein Buch herausgenommen und las darin. Die Wangen des Knaben waren hochgeröthet, in seinen Augen schimmerte es feucht, die Muskeln des kleinen Gesichtes zuckten.

(Fortsetzung folgt.)

44) Stefan von Grillenof.

Roman von R. Kautzky.

In der einzigen Stube saß Franz vor einem Tisch, der mit Büchern bedeckt und ganz nahe an das Fenster gerückt war. Er war vor einer Stunde etwa aus der Werkstatt nach Hause gekommen und hatte sich sogleich über seine literarischen Arbeiten hergemacht. Es war dies seine einzige, seine liebste Erholung. Er gab im Verein mit Stefan eine Wochenschrift heraus, natürlich nur geschrieben, und die in nur zwei Exemplaren an Freunde und Gesinnungsgenossen heimlichergeweiht verteilt wurde. Franz schrieb dafür keine Entlohnungen, Gehälter u. c. er betrugte den besterhaltenen Teil, Stefan legte darin seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse nieder, er vereinfachte das, was er gelesen und gelernt und gab es in leichtfaßlicher Weise wieder. Zweimal in der Woche kamen die Freunde und Mitarbeiter zusammen, um alles festzustellen, das Material zu ordnen und die Zeitung aufzubereiten. Auch heute, Samstag, erwartete Franz seinen Freund. Es begann zu dünnern. Franz legte die Feder aus der Hand und lehnte sich in den Sessel zurück; er kramte die Arme über der Brust und schloß die Augen. Seine Mutter, die Wäscherlone, wie sie allgemein genannt wurde, stand mitten im Zimmer vor einem ziemlich großen Tisch, auf dem Wäsche aufgehäuft war, die sie im Begriff war, für die Wange zurechtzuliegen. Sie hatte das schon im Griff, sie brauchte nicht viel darauf zu sehen, und so wendete sie denn immer wieder die zärtlich blinzelnenden Augen dem Sohne zu, ihrem Stolz, ihrer Freude, ihrem einzigen Glück! Er saß so ruhig, man hätte nicht einmal sein Athemholen.

Der Franz, wie sie ihn nannte, war ein hochaufgeschossener, hagere Jüngling mit schmalen Schultern, einem langen Hals und ebenfolchen Händen und Füßen. Sein Gesicht war nicht

schön, aber auch nicht häßlich, es hatte einen naiven, fast noch kindlichen Ausdruck, und nur die breite, stark ausgebildete Stirn ergriffen darin bedeutend und interessant. Man mußte annehmen, daß hier alles erst im Werden, alles in der Entwicklung war bei diesem jungen Manne, über dessen dünne Rippen die ersten dunklen Flaumhaare sproßten. Der Mutter erschien er vollkommen. Sie bemerkte nur mit einem leisen Seufzer, daß er blaß ausah und daß um seine tief-liegenden Augen ein dunkler Streifen sich hinzog, und das war nicht etwa nur jetzt, im Dämmerlicht lo. Der Franz hatte wohl niemals ein blühendes Aussehen gehabt, wie andere Kinder, das kam von seiner sitzenden Lebensweise, und wohl hauptsächlich davon, daß er von seiner Geburt an arzen Entbehrungen unterworfen war.

Die Wäscherlone hatte man sie Franz genannt, obwohl sie schon ein zehnjähriges Mütterchen geworden. Ein Schuft hatte sie betrogen und sie dann samt dem Kinde verlassen. Er ging, hatte er es jedoch früh angezeigt gehalten, noch einen kleinen Diebstahl beim Bürgermeister zu verüben, wahrscheinlich in der Absicht, sich das Notgeld zu verschaffen. Der Gauner entkam glückselig und auf Zimmerwiedersehen, und die ganze Gemeinde ließ dafür nun ihre stiftliche Entlohnung an dem schuldlosen Weibe und dem hilflosen Kinde aus. Man verklärte der Aene ihren Verdienst auf jede mögliche Weise und man forderte von ihr, daß sie billiger und besser arbeite als andere. War sie nicht die Geliebte eines Bagabunden gewesen, eines Diebes? Sollte sie nicht einen Walg, der wohl bereits der Gemeinde zur Last fiel, und mußte man nicht entschädigt werden, wenn einer solchen Person überhaupt Arbeit gab? Auch der Knabe mußte von Klein auf die härtesten Demüthigungen, die rohesten Beschimpfungen ertragen lernen, und er wäre vielleicht verkommen und schlecht geworden, wenn ihn die Mutter nicht so über alles geliebt, und wenn er nicht, als er heranwuchs, in dem Schulmeister

